

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 9.

Berlin, Donnerstag den 21. Januar

1847.

### Rußland.

#### Der Wiederaufbau des Winterpalastes in St. Petersburg.

Das größte Lob zu unserer Väter Zeit  
War kurz: der Mann ist ein gerechter Mann.  
Erolberg.

Custine sagte in seinem Buche „Rußland im Jahre 1839“, den Wiederaufbau des Winterpalastes betreffend: „Es mußten ungeheure Anstrengungen gemacht werden, um die Arbeit zu der von dem Kaiser gewünschten Zeit zu Ende zu bringen. Im Innern arbeitete man während des stärksten Frostes fort; fortwährend waren sechstausend Arbeiter beschäftigt. Zwar starben täglich mehrere, aber die Opfer wurden sogleich durch Andere ersetzt, die ihrerseits in dieser ruhmlosen Bresche sterben mußten. Und der einzige Zweck so vieler Opfer war die Erfüllung einer Herren-Laune. Bei den natürlich, d. h. längst civilisirten Völkern giebt man das Leben der Menschen nur wegen gemeinsamer Interessen preis, deren Wichtigkeit fast Jedermann anerkennt. Aber wie viele Generationen von Herrschern hat das Beispiel Peter's I. verleitet.“

„Bei einer Kälte von 25–30 Grad waren 6000 unbekannte Märtyrer, Märtyrer ohne Verdienst, die unfreiwillig Gehorsam leisteten, was bei den Russen eine angeborene und aufgenöthigte Tugend ist, in Säle eingeschlossen, welche man bis zu 30 Grad geheizt hatte, damit die Wände um so schneller trockneten. So setzten sich diese Unglücklichen, wenn sie dieses Haus des Todes, das durch ihre Aufopferung ein Aysl der Eitelkeit, der Prachtliebe und des Vergnügens wurde, hinein traten oder aus ihm heraus, einer um 30–60 Grad verschiedenen Temperatur aus.“

„Die Arbeiten in den Minen des Ural-Gebirges sind nicht so verderblich, und doch waren diese Arbeiter keine Verbrecher. Und diesen Kaiser hatten so Viele, die nun vor seinen Augen der Befriedigung seiner kaiserlichen Eitelkeit zum Opfer gebracht wurden, ihren Vater genannt! Die auf den Bau von Versailles verwendeten Millionen haben eben so viele französische Handwerker-Familien ernährt, als der Bau des Winterpalastes in zwölf Monaten slawische Leibeigene zu Grunde gerichtet.“

Gretsch trat in seiner bekannten Gegenschrift dem Marquis von Custine wegen dieser Auslassung mit den kurzen Worten entgegen: „Es ist nicht für einen Heller Wahrheit in den Worten des Marquis!“ Der Engländer Bourke sagt in seiner Reisebeschreibung „St. Petersburg and Moscow“: „Der Winterpalast ward allerdings in unglaublich kurzer Zeit renovirt, aber ich stelle es ganz in Abrede, daß dieses Resultat nur auf Kosten unzähliger Menschenleben erreicht wurde.“

Der Kaiser Nikolaus, um dessen Charaktereigenschaften es sich hier handelt, darf gewiß mit allem Rechte den ausgezeichnetsten Zeitgenossen beigezählt werden. Es ist daher nicht ohne Interesse, zu wissen: was ist Wahrheit bei so verschiedenen Meinungen? Vielleicht erscheint das Urtheil eines Augenzeugen, der an Ort und Stelle Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, und zwar fast immer an ersten Quellen, nicht ganz am unrechten Platze, deshalb möge mir vergönnt seyn, mein Botum in der Sache hier abzugeben.

Je mehr wir vielleicht Ursache haben, uns als Gegner des politischen Prinzips, für dessen Hauptvertreter Kaiser Nikolaus gilt, zu bekennen; je weniger wir uns zum Absolutismus hinneigen, um so mehr haben wir — meines Erachtens — Veranlassung, der Person des Kaisers Nikolaus strengste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich halte zum mindesten dafür, daß man seiner Sache durch absichtliche Parteilichkeit und sogenannte systematische Opposition endlich selbst großen Schaden zufüge. Daher wollen wir denn auch demnächst den Stand der Dinge vor dem Beginne des Winterpalastbaues ein wenig näher ins Auge fassen und die Umstände betrachten, unter denen derselbe begonnen wurde.

Durch den Brand des erwähnten Gebäudes war das Lokal vernichtet, welches allein in St. Petersburg die eingeführte Repräsentation des Hofes möglich machte. Die kaiserliche Familie bezog allerdings in der Zwischenzeit den Anitschkoff'schen Palast, worin jedoch die Räume notorisch so beschränkt waren, daß dieselben kaum zur nothdürftigen Unterbringung des zur Kaiserfamilie gehörenden Personals nebst allernächster Umgebung ausreichend erklärt werden konnten. Bei der geringsten Bewegung, sey es der Empfang eines

Gesandten oder dergleichen, befand man sich in der That verlegen, denn der Platz wollte nirgend zureichen; die Reichsrepräsentation gehört aber namentlich in Rußland, sobald man nur irgend Rücksichten auf Menschen und Verhältnisse zu nehmen nicht abgeneigt ist, eben so zu den unerläßlichen Dingen, als z. B. Truppen-Exercitien und sonstige Beschäftigungsmittel der Menge oder Einzelner. Wer demnach zu behaupten Willens wäre: es hätte dem Kaiser Nikolaus nicht um möglichst raschen Wiederaufbau zu thun seyn müssen, der spricht völlig ohne genügende Kenntniß und Ueberlegung.

Nun gab es aber nur zwei Wege des Baues: entweder man übergab die Sache den Händen des seitherigen Hofbaumeisters Montferrand, der ein Menschenalter und darüber an der Isaakskirche baute, ohne fertig werden zu können, und von dem offen gesagt wurde: er werde den reichen Demidoff bei seinen (des Baumeisters) Lebzeiten das Fertigwerden seines Palastes nicht erleben lassen; oder: es wurde der Wiederaufbau energischer verfahrenen Händen anvertraut. Die Umstände drängten zu letzterem Verfahren, daher der Bau dem General Kleinmichel übertragen wurde. Sollte der Letztere den Bau rasch vollführen können, dann mußte ihm natürlich freie Hand gelassen werden, und so arbeiteten — wie ich dies selbst mit angesehen habe — im Winter des Jahres 1838/9 allerdings eine Menge Menschen in sehr stark geheizten Gemächern: namentlich waren dies Stubenmaler, Stukkaturarbeiter und dergleichen. Ich sah, daß mehrere von denen, die in der Höhe arbeiteten, sich nasse Lappen um den Kopf gewunden hatten, um die Hitze erträglicher zu machen. Diese Arbeiter, deren Zahl Custine entseßlich übertreibt und deren, nach meiner Ansicht, kaum 600 anstatt 6000 gewesen seyn dürften, arbeiteten ganz gewiß freiwillig und zwar nach vorher eingegangnem Afford; denn ich lernte in Gesellschaften ein paar Deutsche kennen, die selbst zur Zahl dieser Arbeiter gehörten, und die sich so wenig gezwungen zum Baue gemeldet hatten, als es nur irgendwo in der Welt geschehen konnte. Und obwohl ich persönlich mit einem der angestellten Baumeister Umgang gehabt habe, so hörte ich doch nirgend von Zwangsarbeitern sprechen, die bei diesem Baue gebraucht worden seyn sollten. Ein Unterrichteter sagte mir: es arbeiteten überhaupt durchschnittlich nur etwa 2–3000 Arbeiter am Winterpalaste, und bei weitem die Minderzahl befand sich in den stark geheizten Zimmern. Daß häufige Erkrankungsfälle vorgekommen seyn sollen, hörte ich gelegentlich wohl behaupten, allein daß der Kaiser hieron nur Nachricht erhalten haben dürfte, muß ich durchaus bezweifeln. Er ließ Kleinmichel gewähren, der allerdings seinerseits kein Empfindlichkeitsmensch genannt wurde. Wer aber in Rußland irgend Etwas rasch durchsetzen will, der ist, meiner Erfahrung nach, sogar gezwungen, von dem individualisirenden Prinzip abzugeben, das jedoch sicherlich, bei uns wenigstens, das allein empfehlenswerthe genannt werden muß.

So viel ist sicher, die Herren Franzosen, welche sich z. B. bei ihren Eisenbahn-Verwaltungen so unverantwortlich gleichgültig gegen die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit ihrer Mitmenschen bezeigen, hätten alle Ursache, vor den eigenen Thüren demnächst besser zu segen, ehe sie das schärfste Urtheil an andere Völker und deren Oberhäupter legen. Geheißt wird von uns Menschen ganz sicher unter jeder Form, aber in den westlichen Ländern Europa's, wo Freiheit in weit höherem Grade herrscht oder herrschen soll, als dies in Rußland der Fall ist und unter Umständen seyn kann, da fallen Mängel der gerügten Art sicher am schwersten ins Gewicht.

Hiernach glaube ich bewiesen zu haben, daß weder Custine, noch Gretsch oder Bourke der Wahrheit die Ehre gaben, wie dies doch als erste Pflicht unter Menschen erscheint.

Eduard Pelz.

### Frankreich.

#### Eine Episode aus der Zeit der Kontinentalsperre Napoleon's.

(Fortsetzung.)

Als die ersten Strahlen der Morgen Sonne sichtbar wurden, erblickte ich in einiger Entfernung eine kleine Hütte, die an der Mündung der Maas gelegen war. Meine Führer gaben mir ein Zeichen, daß ich dort erwartet würde, und verließen mich alsbald. Jetzt erst, als ich am ersten Ziele angelangt war, fühlte ich, daß mich froh, und daß ich müde und hungrig war. Aber der Anblick der weiten Wasserfläche belebte von neuem meine Kräfte, und froh trat ich in die Barake ein, deren Inneres indeß nichts Erfreuliches darbot. Sie war mit Bohlen und Regen fast vollgestopft. Ein Mann verließ einen Haufen von Regen, auf dem er geruht hatte, schlug Feuer an und lud mich in schlechtem

\*) Vergl. hierüber Nr. 133 d. Bl. vom 5. Nov. 1846.

Deutsch zum Schlafen ein. Zugleich kündete er mir an, daß das Fahrzeug, worin wir überlegen würden, am anderen Morgen den Fluß herabkommen werde. Dieses „wir“ rief mir die beiden Herren ins Gedächtnis zurück, die mir in Rotterdam zu Reisegefährten versprochen worden waren; und in demselben Augenblick, wie, um auf meinen Gedanken zu antworten, sah ich zwei Personen hinter den Dielen hervortreten, die sich eben so begierig zeigten, nach England überzusetzen, wie ich es war. Sie befanden sich schon seit fünf langen Tagen in der Hütte und zehrten von den Lebensmitteln, die sie selber mitgebracht hatten. Ich hätte es eben so machen müssen; unglücklicher Weise aber hatte ich in dem Glauben, daß es sich nur um eine Ueberfahrt von 24 oder höchstens 30 Stunden handelte, nicht viel Lebensmittel mitgenommen, so daß es um meinen Unterhalt schlecht ausfiel. Die Rege dienten uns statt der Betten; es war kein kleiner Abstand zwischen ihren harten, knotigen Maschen und einem Eiderdaunenlager; doch gelang es uns, darauf zu schlafen. Am traurigsten aber war, daß das versprochene Fahrzeug nicht ankam. Es ließ drei tödtliche Tage auf sich warten, die wir dazu anwandten, Vermuthungen über die Gründe seines Ausbleibens anzustellen. Endlich am Morgen des vierten Tages weckte unser Wirth uns mit der Nachricht, daß es den Fluß eben herunter gekommen sey und einige hundert Klastern von unserer Behausung angebunden läge. In wenig Augenblicken waren wir an Bord.

Kaum hatten wir es uns in dem Boote bequem gemacht, als der Patron die Segel aufspannte. Da konnten wir uns vor Freuden kaum halten; wir tanzten, umarmten uns und . . . saßen plötzlich, wie uns ein heftiger Stoß belehrte, auf einer Sandbank fest. Da keine Gewalt im Stande war, uns wieder flott zu machen, so mußten wir fünf lange Stunden warten, bis die steigende Fluth uns aus unserer traurigen Lage erlöste, aber nur, um uns auf den Punkt zurückzuwerfen, von wo wir ausgefahren waren. Hierzu kam noch ein zweites Ungemach, indem uns der Patron erklärte, daß er nur mit einem Erlaubnißschein für eine bestimmte Zeit versehen sey und sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, bei seiner Rückkehr sein Fahrzeug konfisziert und selber ins Gefängniß geworfen zu sehen. Ich hielt mit meinen beiden Gefährten Rath. Wären wir bewaffnet gewesen, so würde es keinem Zweifel unterlegen haben, daß wir die Widerspenstigkeit unseres Patrons mit der Pistole in der Faust gebändigt hätten. Unglücklicherweise aber besaß ich nichts als ein kleines Taschenmesser: meine Gefährten aber waren nicht einmal so gut bewaffnet. So mußten wir der Nothwendigkeit weichen und ans Land zurückkehren. Jetzt galt es, einen guten Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Ich, als der zuletzt Bekommene und Ueberzählige, wurde unter einen großen Haufen von Rezen begraben, während die anderen Beiden sich in ein Versteck einschließen ließen, das in der Wand des Fahrzeugs angebracht war. Nachdem Alles gehörig verschert war, schiffte das Boot wieder stromaufwärts bis zu einem schönen Dorfe, dessen Namen ich niemals erfahren habe. Nachdem der Anker geworfen und das Fahrzeug am Ufer angebunden war, unterlag es einer Untersuchung, die jedoch nicht allzu streng war. Ich konnte alle Worte der Zollbeamten hören, fast erdrückt von der Last meiner Rege, unter denen ich den ganzen Tag zubringen sollte. Gegen Abend endlich, als ich mich schon vergeblich und dazu verdammt glaubte, die ganze Nacht in dieser Lage zuzubringen, wurde ich endlich befreit. Ich warf eine Matrosenjacke über und wurde darauf in ein von Nettigkeit und Reinlichkeit glänzendes Haus geführt, wo ich auch meine beiden Freunde bei einem guten Feuer und an einem trefflich gedeckten Tische wiederfand. Eine Frau von sehr gutem Aussehen bediente uns. Nie habe ich in meinem Leben ein vorzüglicheres Mahl eingenommen; auch hatte man uns ganz vortreffliche Betten bereitet. Leider mußten wir diese ausgezeichnete Herberge schon vor Tagesanbruch verlassen, um unsere Schlupfwinkel wieder aufzusuchen. Meine Rege waren ganz durchnäßt vom Regen, der die ganze Nacht hindurch gefallen war. Kaum hatte ich mich wieder darunter verkrochen, als auch schon die Zollbeamten einen abermaligen Besuch uns abzustatten kamen. Einer von ihnen begann auch an meinen Rezen zu rühren. Ein fürchterlicher Schreck ergriff mich; denn mit der Furcht, entdeckt zu werden, verband sich noch die Angst, von einem etwas zu tief eindringenden Sonden- oder Bajonnettstoß durchbohrt zu werden. Glücklicher Weise stand er bald von seinem Vorhaben ab und warf die Rege wieder auf ihren vorigen Platz zurück, ehe er sie ganz gemessen hatte. So kam ich mit der bloßen Furcht davon.

Gleich nach dieser Untersuchung lichtete unser Patron den Anker und begann von neuem, die Maas hinabzusegeln. Jetzt aber, durch sein erstes Mißgeschick belehrt, zeigte er sich aufmerksamer und vermied glücklich die Sandbänke. Das Wetter war schön, das Meer ruhig, ruhiger als es uns lieb war; aber die vielen Strömungen, die es durchziehen, ließen ihn fürchten, in den Kanal und auf die französische Küste verschlagen zu werden; weshalb er sich nicht dazu verstehen wollte, die Nacht hindurch zu segeln. So kam es, daß wir anstatt 36 oder 40 Stunden fast 7 Tage zur Ueberfahrt brauchten; und wir würden noch mehr gebraucht haben, wenn wir nicht einem kleinen englischen Schmugglerfahrzeug begegnet wären, das uns auf den richtigen Weg zurückbrachte, da wir uns fast um 10 Linien südlich von dem Hafen entfernt hatten, den wir erreichen wollten. Während dieser sieben Tage mußten wir uns in Rücksicht auf Nahrungsmittel mit der Matrosenkost begnügen, die den Appetit nicht sehr reizte, da sie gewöhnlich aus einer Zwiebelsuppe mit Bier bestand, wozu der Capitain, falls er keine Leute festlich bewirtheten wollte, ein Maas Zucker syrup hinzufügte. Zu dieser Suppe verschlangen unsere Fischer noch große Stücke rohen Specks. Vergeblich wollte ich mich zwingen, ihrem Beispiele zu folgen. Da die Vorsehung mich nicht mit einem holländischen oder grönländischen Magen ausgerüstet hat, so litt ich aus Mangel an gesunder Nahrung unbeschreiblich.

Endlich, sieben Tage nach unserer Einschiffung in der Mündung der Maas, bot sich die hübsche kleine Stadt Harwich mit ihren schmucken Häusern und ihrem mit Fahrzeugen aller Art angefüllten Hafen unseren erfreuten Blicken dar. Der Morgen war frisch und heiter; die Sonne strahlte von dem unbewölkten Himmel so glänzend nieder, als ich es selten in England wahrgenommen. Wir bereiteten uns mit der Ausschiffung; aber ein Polizeibeamter kam zu uns an Bord und bat uns, noch so lange zu warten, bis wir die Erlaubniß des Alien Office erhalten hätten. Indeß schrieben wir an unsere Londoner Freunde und befanden uns am anderen Tage, nachdem alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, in einem der besten Gasthäuser Londons. Ich muß hier einen Zwischenfall erwähnen, der einen Begriff von der Strenge giebt, mit der die Gränzbewachung ausgeführt wurde. Bei unserer Ankunft in Harwich drang eine Menge von Korrespondenten der vornehmsten Londoner Journale auf uns mit der stürmischen Frage ein, ob wir nicht Neuigkeiten oder fremde Zeitungen mitgebracht hätten? In der That fand einer von meinen beiden Reisegefährten in seiner Tasche ein halbzerreißenes und beschmutztes Bruchstück einer Zeitung, die aber wenigstens drei Wochen alt war; nichtsdestoweniger wurde ihm auf der Stelle für diesen Papierfetzen eine bedeutende Summe gezahlt, womit er seine Reisekosten von Harwich nach London decken konnte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts in London widmete ich ausschließlich den Geschäften. Vor allen Dingen begann ich über mein Unternehmen, nach Helgoland zu schiffen, alle nur mögliche Notizen zu sammeln, wozu ich 14 Tage brauchte, ehe ich zu einem wirklichen Resultat gelangte. Dieser Plan war bisher ein Geheimniß für das Publikum geblieben; denn die große Masse der Kaufleute kannte kein Mittel, Waaren nach dem Festlande zu senden. Endlich entdeckten meine Freunde den Unterhändler, der das erste Fahrzeug nach Helgoland erpedirt hatte, wovon ich schon in Paris ein paar Worte gehört hatte. Er hatte in diesem Augenblick eine zweite Expedition vorbereitet. Sofort machte ich Einkäufe im Betrage der Summe, über die ich gebieten konnte, und schiffte nach und nach meine Waarentransporte ein. Das Geheimniß war indeß bald verschwunden, und alle Welt wollte an dem Unternehmen Theil haben; die Reisegelegenheiten waren jetzt fast täglich geworden; und da ich mich davon überzeugt hatte, daß meine Waaren bereits unterwegs waren, so bestieg auch ich bald ein Schiff und eilte ihnen nach, um ihre Einföhrung auf das Festland zu überwachen. Als ich in Helgoland anlangte, befanden sich meine ersten Sendungen bereits auf dem Festlande; Alles schien einen glänzenden Erfolg zu versprechen, als wir eines Tages plötzlich durch die Nachricht aufgeschreckt wurden, daß 6000 Zollbeamten die Ufer des Rheins verlassen hätten, um eine Linie von Düsseldorf bis Lübeck zu bilden und so das Land, wo die Waaren kürzlich eingeföhrt worden waren, zu umzingeln. Am Vorabend der Schlacht von Wagram hatte Napoleon mit jener Unermüdblichkeit, wodurch er den ganzen Umfang seines ungeheuren Reiches überwachte, und mit jener Erbitterung gegen die Engländer, womit er sie in Deutschland und auf allen Meeresküsten angriff, diesen Befehl gegeben, der alle unsere Maßregeln über den Haufen warf. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren; es galt jetzt, die bedrohten Waaren, wenn es noch möglich war, in aller Eile zu retten.

Helgoland ist ein nackter, etwa 4 Meilen von der Mündung der Elbe entfernt im Meere gelegener Felsen, dessen Umfang 1 Meile beträgt. Seine Ufer sind fast überall so schroff und steil, daß er kaum zu besteigen ist. In der That gelingt dieses nur auf der einen Seite, wo der Fels sich in ein Sandufer von einigen Klastern Ausdehnung abplattet, und von wo aus man den Felsen auf einer in das Gestein eingehauenen Treppe besteigt. Diese kleine, von dreißig und einigen Fischerfamilien bewohnte Insel gehörte lange Zeit den Dänen, die sie jedoch in dem letzten Kriege den Engländern abtreten mußten, weil Letztere darin ein gutes Verbindungsmittel für ihren Handel mit der Küste Norddeutschlands erblickten. Als ich dort anlangte, war dieser bisher ungekannte Punkt der Erde seit einigen Wochen von einer zahllosen Menge Fahrzeuge umgeben und mit Waaren der verschiedensten Art überfüllt. Man würde dort Alles gefunden haben, außer Wohnung und Lebensmitteln. Denn es gab auf der ganzen Insel nur ein schlechtes Wirthshaus und zwei Betten, und Niemand hatte daran gedacht, die geringste Vorbereitung zur Ausnahme der schwimmenden Bevölkerung zu machen. Mit 30 Francs auf den Tag konnte man sich kaum das Nothwendigste beschaffen, wofür man in Paris 40 Sous gezahlt hätte. Ein Glück war es, daß die Gesellschaft sich unaufhörlich erneuerte, wodurch wenigstens der Ausbruch einer Krankheit verhindert wurde.

Die Hoffnung, mir ein Bett verschaffen zu können, hatte ich längst aufgegeben; so machte ich mich denn mit einigen anderen Unglücksgefährten auf den Weg nach dem Leuchthurm, mit der Absicht, dort die Nacht zuzubringen. Wir setzten uns auf unsere Schlafröcke und Mantelfäcke rings um den ungeheuren, blendenden Lichtglobus; der Himmel war hell, die Luft scharf und durchdringend; obwohl sehr gut bekleidet, hielt ich es doch in dieser Lage nicht länger aus, sondern kehrte nach dem Dorfe zurück, um noch einen Versuch zu wagen, ein anderes Nachtlager zu erobern. In der Wohnung meines Korrespondenten war noch Licht; ohne Zögern klopfte ich an die Hausthür, die auch alsbald geöffnet wird. „Treten Sie ein“, sagte der Wirth des Hauses, der mich selbst willkommen hieß, „wir werden uns einzurichten wissen.“ Seine Wohnung war nur klein, 6 Fuß lang und 8 Fuß breit; zwei Stühle, ein Tisch, zwei Koffer und ein kleiner gusseiserner Ofen schmückten das Zimmer. Er lud mich ein, mich zu wärmen, und nahm seine Korrespondenz wieder auf, wobei er sich einer kleinen mit Thran gefüllten Lampe bediente, deren Qualm den kleinen Raum sehr unbehaglich machte. Nach einiger Zeit stand er vom Tische auf und zog zwei Dielen aus der Wand, in der nun eine Vertiefung

sichtbar wurde. „Dies ist mein Bett“ sagte er. „Bedienen Sie sich desselben; ich werde mit meinem Kommiss zusammen schlafen.“ Nach einigem Zögern nahm ich das Anerbieten an. Das Bett, auf das ich mich ganz angeleidet warf, weil es sehr stöckig und dünnlich roch, bestand aus zwei Federmatrasen und einem Strohsack. Zu müde, um viel Reflexionen zu machen, schlief ich bald ein. Als ich aber am anderen Morgen erwachte, fühlte ich eine solche Uebelkeit und ein so großes Bedürfnis, frische Luft zu schöpfen, daß ich meinen Wirth einlud, mich zum Strande zu begleiten, um zu sehen, ob meine Sachen angekommen seyen. „Ach, lieber Freund“, erwiderte er zu meinem nicht geringen Erstaunen, „mein Kommiss wird Sie begleiten; ich darf nicht ausgehen, denn es ist heute mein Fiebertag.“ — „Wie?“ rief ich aus; „Sie haben das Fieber?“ — „Leider! Schon seit Monaten kann ich es nicht los werden.“ Diese Worte machten mich zittern. Ich hatte die ganze Nacht in dem Bett eines Fieberkranken zugebracht. Schnell rannte ich zu dem Strande des Meeres, das mir nicht genug Wasser zu haben schien, um mich von dem Krankheitsstoff zu reinigen. Meine Furcht war jedoch, Gottlob, unnütz; ich kam auch diesmal mit dem bloßen Schreck davon.

Einige Stunden später machte ich alle nöthige Vorbereitungen zu einer Ueberfahrt nach Wangenroog, einer an der ostfriesischen Küste gelegenen, sandigen Insel. Die kleine Schaluppe spannte auch bald die Segel auf und stach ins Meer. Das Wetter war uns nicht günstig; wir hatten widrigen Wind, und das Meer war unruhig. Aber die Pelgoländer sind anerkannt die besten Matrosen der Erde; auch ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Nichts kam der Schnelligkeit und Genauigkeit gleich, womit alle Manöver ausgeführt wurden. Es dauerte auch nicht lange, so langten wir in Wangenroog an, wo ich sogleich einen Führer nahm, der mich bei eintretender Ebbe auf's Festland geleiten sollte. Wir hatten einen schmalen Meeresarm zu überschreiten; aber das Wetter war ruhiger geworden, und das wenig tiefe Wasser erreichte selten unsere Knie. So gefahrlos diese Dünen bei stillem Wetter erscheinen, so gefährlich werden sie, sobald der Wind ein wenig stärker weht. Es erheben sich dann ungeheure Wellen, zwischen denen das Wasser den Boden fast ganz frei läßt, so daß die sich bei solchem Wetter in diese Gegend wagenden Fahrzeuge in wenig Augenblicken zerschmettert werden. Man zeigte mir einen Ort, wo kurz vorher zwei Reisende, die, wie ich, den Uebergang gewagt hatten, in fünf sie begleitenden Fischern umgekommen waren.

Eine Stunde vor Karolinenshyl verließ mich mein Führer, nach... er mir die Richtung, der ich zu folgen hätte, genau beschrieben hatte. Seinen Anweisungen folgend, trat ich in das erste Haus, das sich meinen Blicken darbot und dessen Besitzer mir jener als einen „braven Mann“ geschildert hatte. Ich fand einige kleine Kinder und eine Frau, von der ich Etwas zu essen verlangte. In demselben Augenblick trat auch der Mann ein. „Bereite zwei Eierkuchen“, sagte er, „ich werde unterdessen einigen Wein suchen.“ In der That brachte er eine halbe Flasche einer ziemlich trinkbaren Flüssigkeit, die ich nebst den beiden Eierkuchen mit großem Appetit verzehrte. Inzwischen fragte ich, ob nicht vielleicht eine Gelegenheit nach Aurich, einer 4 Stunden von Karolinenshyl entfernten Stadt, ginge. — „Wir wollen sehen“, erwiderte er. „Wie viel bin ich schuldig für die beiden Omeletten?“ — „Zwei Louis.“ — „Wie? Zwei Louis? Das ist sehr theuer.“ — „Glauben Sie? Woplan, so erkundigen Sie sich beim Commissaire, ob es zu theuer ist.“ — „O, ich glaube Ihnen schon aufs Wort“, antwortete ich, großmüthig den Beutel ziehend. „Gut; ich sehe, daß Sie ein „braver Mann“ sind; ich werde Sie selber nach Aurich bringen. Verziehen Sie noch einen Augenblick, bis ich angespannt habe.“

Während seiner Abwesenheit, die nicht lange währte, hatte ich Zeit, an jene bekannte Anekdote Joseph's II. zu denken, dem man auf ähnliche Weise zwei Louis für zwei Eier abgefordert hatte; eine Vergleichung, die mir sehr schmeichelte, wenn ich mich auch nicht zu den berühmten, sondern nur zu den seltenen Passagieren zählte. Bald jedoch wurde ich in meinen Reflexionen durch den Knall einer Peitsche unterbrochen, und durch das Fenster blickend erblickte ich meinen Wirth, wie er eben beschäftigt war, ein hübsches junges Pferd vor einen offenen Bauerwagen zu spannen und auf dem Rücksitz ein Bünd Stroh und darüber ein gegerbtes Rupsfell zurechtzuliegen. Nachdem er seine Arbeit vollbracht hatte, trat er wieder ein und forderte mich auf, meinen kleinen englischen Hut gegen einen groben Filzhut mit breiten Rändern, den er mir reichte, umzutauschen. Darauf warf er mir noch einen alten Mantel um und bat mich, den Wagen zu besteigen. Nachdem wir zuerst durch das ganze Dorf gefahren, ging es im scharfen Trabe ein paar Stunden über die Ebene fort. Bald hatten wir Zollbeamten, Commissaire und Gendarmen hinter uns. Ich athmete seit langer Zeit etwas freier. Nach Sonnenuntergang erreichten wir Aurich; aber da ich hier Niemanden kannte, setzten wir unsere Reise weiter fort bis Emden, wo ich Korrespondenten hatte. Ich erwartete, in Rücksicht auf den Preis der Eierkuchen, für die vier Meilen, welche ich im Wagen zugebracht, 20—25 Louis zahlen zu müssen, die ich übrigens ohne Zögern und gern gegeben hätte, da es sich hier darum handelte, eine Linie der Zollbeamten zu passiren. Aber mein Führer mißbrauchte diesmal die Gelegenheit nicht, sondern forderte einen sehr mäßigen Preis.

So hatte ich also die Zollgränze glücklich überschritten. Nun kam es jedoch noch darauf an, meine Angelegenheiten mit der Polizei zu ordnen und vor allen Dingen ein Standquartier zu finden, von wo aus ich die Bewegung meiner Waaren beobachten konnte. Was den ersten Punkt betrifft, so verschaffte ich mir vermittelst des allbekannten Zauberstabes, des Goldes, einen Paß unter falschem Namen, dessen ich mich von jetzt an immer für meine Korrespondenzen mit dem Inlande bediente. Einen zweiten brauchte ich für meine Geschäftsverbindungen mit England und einen dritten für die mit

meinem Hause in Frankreich. Diese mit einigen speziellen Vorsichtsmaßregeln verbundenen Anordnungen mußten jede Nachforschung in Betreff meiner Person, wenn nicht unmöglich machen, so doch sehr erschweren.

(Schluß folgt.)

### Mittheilungen aus ungedruckten Dokumenten.

In den Jahrhunderten, wo die Fäden der Journalistik noch nicht den ganzen gebildeten Erdkreis gleichsam wie übersponnen hielten, war es ein regelmäßiger, lebhaft unterhaltener Briefwechsel, welcher die Verbindung der Gelehrten unter einander tege hielt. Ein großer Theil der gedruckten Korrespondenz der hervorragenden Männer des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts liegt im Staube der Bibliotheken aufgespeichert, und doch ist aus ungedruckten Quellen noch eine reiche Nachlese zu diesen Schätzen zu erwarten. Das Studium dieser unzähligen Dokumente ist für Jeden unerlässlich, der sich ein klares und umfassendes Bild vom literarischen Treiben jener Jahrhunderte machen will, und so unermesslich auch bereits das Feld ist, welches sich hier vor unseren Blicken ausbreitet, so muß doch jede neue Erweiterung desselben mit besonderem Interesse begrüßt werden.

Einen solchen Beitrag zur Geschichte der Gelehrten-Republic während des bezeichneten Zeitraumes erhalten wir in einem von Matter vor kurzem herausgegebenen Werke. Der Titel desselben lautet: „Lettres et pièces rares ou inédites, publiées et accompagnées d'introductions et de notes.“ Der Plan, welcher dem Verfasser, wie er in der Vorrede selbst anführt, vorgezeichnet hat, ist der, eine möglichst große Anzahl solcher Stücke zusammenzustellen, durch welche das Verhältnis der Wissenschaften zu den Sitten beleuchtet wird. Matter, der durch seine Stellung als General-Inspektor aller Bibliotheken Frankreichs zu einem solchen Unternehmen besonders berechtigt erscheint, hat daher sich nicht allein an die brieflichen Ergüsse wirklicher Gelehrten gehalten, sondern auch namentlich auf solche Personen Bezug genommen, welche gewissermaßen das Vermittlergeschäft zwischen den Männern der Wissenschaft und den Fürsten und Staatsmännern geführt haben. Einige Partien seines Werkes scheinen allerdings diesem Plane etwas ferner zu liegen. Dahin rechnen wir unter anderen die Kataloge von fünf Bibliotheken, durch welche der vorliegende Band eröffnet wird. Aber bei näherer Betrachtung dürften sich die Beziehungen auf das Hauptthema, welches der Verfasser verfolgt, denn doch nachweisen lassen. Das vorzügliche Interesse, welches diese Bücherammlungen — sie gehören sehr verschiedenen Zeiten an — in Anspruch nehmen, beruht besonders darin, daß wir durch eine nähere Kenntnismahme derselben uns einigermaßen einen Begriff von der wissenschaftlichen Bildung ihrer Inhaber verschaffen können.

Die erste Bibliothek, von der hier die Rede ist, gehörte einem gewissen Bilelm, der im zehnten Jahrhundert lebte. Hieran schließt sich eine auf die Geschichte der Sorbonne-Bibliothek bezügliche Notiz. Matter enthält sich einer ausführlicheren Erörterung, weil der Katalog dieser umfassenden Sammlung binnen kurzem der Oeffentlichkeit übergeben werden wird. Die Mittheilungen, welche hier gemacht werden, beziehen sich nur auf die Jahre 1290 und 1338.

Der Katalog der Bibliothek der Margarethe von Flandern, Gemahlin Philipp's des Kühnen von Burgund, gewährt ein mehrfaches Interesse und giebt Veranlassung zu beachtenswerthen Bemerkungen über das wissenschaftliche Treiben dieser bedeutenden Frau, während wir in dem Verzeichniß der Bibliothek der fürstlichen Abtei von Murbach vom Jahre 1464 einen Blick in die mönchische Gelehrsamkeit des 15ten Jahrhunderts thun können.

Eine ausführliche Notiz über die handschriftlichen Schätze Richelieu's steht an wissenschaftlichem Gehalte den vorangehenden Aufsätzen nicht nach. Der Verf. begnügt sich nicht mit einer trockenen bibliographischen Aufzählung, sondern weiß vielmehr überall durch eingestreute Bemerkungen und Andeutungen nach höheren Gesichtspunkten hinzuleiten. Vielleicht räumt er selbst der Reflexion ein zu weites Feld ein, indem er sich oft durch anscheinend unwichtige Daten zu den unerwartetsten Folgerungen hinreißen läßt. Es mag freilich schwer seyn, wenn man sich einmal in das Gewirr von Hypothesen dieser Art eingelassen hat, überall das richtige Maß zu behalten.

Unter den merkwürdigen Dokumenten, welche in diesem Bande aus dem 16ten Jahrhundert mitgetheilt werden, bemerken wir vorzüglich einen Brief der Maria Stuart an Philipp II. Dieses Schreiben, welches sich im Original in der Bibliothek von Saint-Dié befindet, ist den sorgfältigen Nachforschungen des Fürsten Labanoff entgangen und bildet einen nicht unwichtigen Nachtrag zu den 736 Nummern, welche derselbe in seiner bekannten Sammlung zusammengedruckt hat.

Auch aus der ohnehin schon so reichen Korrespondenz des berühmten Gelehrten Casaubon, den — wie wir hier sehen — Heinrich IV. gern für die Pariser Universität gewinnen wollte, werden hier noch ungedruckte Mittheilungen gemacht. Ein Theil derselben, besonders die Briefe an Bongars und Pérauld, verdankt Matter den Bibliotheken zu München und Wien. Sie liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Bekehrungsversuche, durch welche man namhafte Männer wie Casaubon in den Schoß der alleinseugnischen Kirche zurückzuführen beabsichtigte. Der Briefsteller, welcher uns hier vorgeführt wird, gab den Bewerbungen, welche ihn von seinem Glauben abzuziehen wollten, nicht nach, obgleich er — wie er selbst bitter klagt — nichtsdestoweniger der reformirten Partei verdächtig wurde.

Wir erhalten ferner einen ungedruckten Brief von Descartes, ein Schreiben von Mademoiselle de Scudéry, einige Mittheilungen von Ménage und

dann eine Korrespondenz von Chapelain, in welcher dieser Schriftsteller und die Rolle eines Baisbels für privilegierte Lohndler Ludwig's XIV. zu spielen scheint. So fordert er unter Anderem den bekannten Gronovius auf, unter Verheißung einer ansehnlichen Pension, in den Chor der Schmeichler, welche diesen vielgepriesenen Monarchen verherrlichten, einzustimmen. Die Zahl derer, welche durch Vermittelung von Chapelain mit außerordentlichen Gratifikationen für ihre Dienste belohnt wurden, beträgt an sechzig. Wir übergehen viele andere Papiere, in denen sich mancher charakteristische Zug für die Kenntniß jenes ekeligen Treibens auffinden ließe, und bemerken nur noch, daß die reiche Sammlung, die hier vor uns ausgebreitet wird, außer vielen Mittheilungen, welche der in Berlin befindlichen Korrespondenz von Formey entnommen sind, manche interessante Stücke aus dem 18ten Jahrhundert, namentlich Briefe von Aguesseau, Voltaire, d'Alembert, Condamine, Réaumur, enthält. G. F. G.

### Mannigfaltiges.

— Irland, von einem Engländer in Berlin beurtheilt. Herr Wilkinson aus London, der sich seit mehreren Jahren in Berlin als Lehrer der englischen Sprache aufhält, hat nach dem Vorgange seines geschätzten Landsmannes, Herrn Thomas Solly, in diesem Winter vor einem Publikum von Herren und Damen Vorträge in englischer Sprache und zwar über die Zustände und die Literatur Großbritanniens und Irlands angekündigt und in seiner Wohnung bereits zwei über Irland gehalten. Die erste am 7. d. M. umfaßte die ältere Geschichte, die zweite am 14. die gegenwärtige Lage Irlands. Der Redner spricht mit Sachkenntnis und Klarheit und fesselt seine deutschen Zuhörer gewiß auch durch die Gemessenheit seiner schönen Sprache. Sein Urtheil dagegen über Ursachen, Veranlassungen und Folgen des tiefen Elends in Irland scheint uns durch englische Einseitigkeit besungen. Zuhörer, die weniger mit der Geschichte Irlands vertraut sind und darüber erst von Grund aus durch den Redner belehrt werden mußten, werden allerdings in dem guten Glauben den Saal verlassen haben, daß die Engländer das Stiefschwesterland nur mit Liebe behandeln und mit Wohlthaten überhäufen, während die Irländer mit Haß vergelten und ihre Heimat mit Verbrechen erfüllen. Sie werden ferner gelernt haben, daß O'Connell nicht nur der Agitator, sondern auch der Verderber des grünen Erin ist, der Mann, welcher alles Unglück des Landes auf dem Gewissen hat, kurz der, wie der Redner sich wörtlich ausdrückte, der Fluch Irlands ist, während die jetzige von ihm herrührende Hungernoth ein Segen für dasselbe seyn wird, indem es von jetzt an sehen wird, daß der Agitator schuld an allem Uebel ist! Solche politische Philosophie klingt aber nicht bloß englisch, sondern auch echt hochtoristisch, und wir sind der Meinung, daß in diesem Punkte Herr Wilkinson die Lösung seiner Aufgabe weit von der Wahrheit entfernt gehalten hat. Ist es schon gewagt, einen Mann hinsichtlich seines Patriotismus und seiner Einsichten zu verdammen, wenn sieben Millionen seiner Landsleute ihn als den edelsten und weisesten Patrioten vergöttern, so ist es noch gewagter, die englische Gerechtigkeit und Liebe gegen Irland auf Kosten dieses Landes zu feiern. Allerdings ist das Bestreben der Regierung aufrichtig, den Uebeln möglichst abzuhelfen, und sie thut für Irland das, was Großbritannien für sich nicht erwartet, nicht beansprucht, aber auch nicht bedarf; allerdings werden Steuern erlassen, die Arbeitskreise erweitert und Bildungs-Anstalten gehoben; allein die Gerechtigkeit und die Wohlthaten kommen zu spät! Englands Verhältnis zu Irland gleicht dem Verhältnis eines endlich freigebig werdenden Wucherers zu der von ihm ausgefogenen Gegend, eines Wucherers, der in seinen alten Tagen ein Armenhaus auf seine Kosten baut, in welchem aber nur wenige aus der Masse Platz finden, die er arm gemacht hat. Seit drittehalbhundert Jahren wurden die Irländer geplündert, man nahm unter dem Namen von Confiscation ihre Acker und Wiesen und gab sie schwelgenden Edelleuten und Geistlichen, die die Kräfte des Landes auspressen, um sie in London oder auf dem Kontinente zu verprassen. Nach und nach wurden viele Millionen Menschen von Haus und Hof gejagt, damit einige hunderttausend Protestanten darin Platz nehmen; wie konnte es nun anders werden, als daß Armuth, Hunger und Verbrechen endlich die Oberhand erhalten! Erst seit 1829 hat England angefangen, die Tausende von Grausamkeiten gegen Irland zu sähen, und zwar gezwungen durch die Agitation O'Connell's. Es hat daran eben so klug als weise gehandelt, denn ohne die Emancipation und die späteren Zugeständnisse wäre Irland ein unabsehbares Feld von Blutvergießen und Empörungen geworden. Aber in der kurzen Zeit von achtzehn Jahren konnte nicht Alles gut gemacht werden, was seit dreihundert Jahren verschuldet worden ist. In Irland muß eine gründliche Aenderung im Bodenbesitz vorgenommen werden, den verschwenderischen und unwirtschaftlichen Gutsbesitzern muß ein Theil ihrer Ländereien abgekauft werden, damit die armen Bauern zu Eigentum oder billiger Pacht kommen. England, das vor einigen Jahren zwanzig Millionen Pfd. St. zum Loskauf der Sklaven in Westindien bewilligte, wird und muß auch Geld genug zum Loskauf der verhungerten Irländer haben.

Wir wollen hierbei noch einen Irrthum berichtigen, der in Betreff Irlands auf dem Kontinente, namentlich in Frankreich, herrscht.

Man glaubt nämlich an vielen Orten, Irland sey die offene Wunde Englands, durch die es gehindert wird, eine drohende Stellung anderen Staaten

gegenüber einzunehmen. Man glaubt, es wäre das, was für Rußland der Kaukasus und Polen, was für Frankreich Algerien und das Budget, was für Oesterreich Italien und Galizien, und Manche sind so weit gegangen, zu versichern, daß man der jetzigen Noth in Irland den Frieden der Welt zu verdanken habe. Nichts ist widerleglicher als diese Meinung! Gerade durch einen großen Krieg könnte die britische Regierung Irland beschäftigen und beruhigen. Die tapfersten, treuesten und zahlreichsten Regimenter im Kriege gegen Frankreich bestanden aus Irländern, und gerade durch die militairischen Einrichtungen Englands, durch das Werbepfystem, würde die arbeitsfähige Jugend Irlands einen Wirkungskreis erhalten, während der ins Feld rückende Adel sich durch Abfindung mit den Bedauern seiner Güter vergleichen und die Industrie des Landes durch erhöhten Bedarf vielfach erweitert würde. Frankreich muß bei ausbrechendem Kriege 100,000 Mann für Algerien abziehen, Rußland so viel und noch mehr für den Kaukasus und Polen, Oesterreich so viel und noch mehr für Italien u. s. England dagegen kann bei ausbrechendem Kriege gerade aus Irland 100,000 tapfere Iren ziehen.

— Die zunehmende Bevölkerung einiger Hauptstädte. Man pflegt in der Regel anzunehmen, daß der Nationalreichtum überall in Mittel-Europa während des letzten Jahrhunderts große Fortschritte gemacht, und unsere statistischen Handbücher bestätigen dies auch durch zahlreiche Data, aber in einzelnen Gegenständen der Consumtion giebt sich doch, und zwar vorzugsweise in den größeren Städten, eine entgegengesetzte Erscheinung kund. Paris hatte vor dem Jahre 1789 eine Bevölkerung von nur 500,000 Seelen und wies dabei in den städtischen Schlachthaus-Registern eine jährliche Verzehrung von 70,000 Ochsen nach. Gegenwärtig beläuft sich die Einwohnerzahl der französischen Hauptstadt auf beinahe eine Million, und doch werden jetzt nur fast eben so viele Ochsen wie vor 60 Jahren, nämlich 73,000 jährlich geschlachtet, ohne daß sich darum die Einfuhr von geschlachtetem Vieh sehr vermehrt hat. Eine ähnliche Erscheinung, nämlich eine Abnahme der Fleisch-Consumtion bei stets steigender Bevölkerung, wird seit einigen Jahren auch in Berlin wahrgenommen, während in Städten wie Wien, Prag, Frankfurt a. M. und selbst Hannover nicht bloß ein größeres Maß von animalischen Speisen auf den Kopf kommen soll, als in Paris und Berlin, sondern auch die Consumtion selbst mit der Bevölkerung in gleichem Maße wächst. Zum Theil mag die Erklärung dieser abweichenden Zustände wohl in den verschiedenen Verhältnissen der Handwerker in Paris, Berlin und Wien gesucht werden, in welcher letzteren Hauptstadt noch die Jünste — allerdings mit unzähligen Mißbräuchen, Uebelständen und Hemmungen, aber auch mit einem größeren Schuß für ihre Angehörigen — bestehen, während man in Paris und in Berlin bis jetzt noch vergebens auf Auskunftsmitel gesonnen hat, um der Förderung des Proletariats, die leider im Gefolge der in vielen Stücken so wohlthätigen Gewerbefreiheit ist, ein Ziel zu setzen. Eine zweite Ähnlichkeit, die Paris mit Berlin hat, und zwar wohl aus demselben Grunde wie die erste, ist, daß bei jeder neuen Rekrutenaushebung die Anzahl der jungen Leute, die durch Kleinheit der Gestalt oder durch einen schwächlichen Körperbau nicht geeignet zum Kriegsdienst befunden werden, verhältnismäßig sehr gestiegen ist. Man kann annehmen, daß das heutige Paris mit seiner doppelten Bevölkerung keine größere Anzahl streitbarer Männer aufzuweisen habe, als das von 1789.

— Patscholi und Justen. Corsaire-Diable muß einen deutschen Mitarbeiter haben, da er sich jetzt sogar auch mit solchen literarischen Persönlichkeiten in Deutschland beschäftigt, von denen selbst deutsche Blätter selten Notiz nehmen. So verteidigte er kürzlich den russisch-deutschen Salon-Novellisten, Herrn A. von Sternberg, welchen Herr St. René Zailandier in seinen geistvollen Artikeln über deutsche Literatur als einen „vornehmen Schriftsteller mit zweifelhafter Einbildungskraft und verdunstetem Styl“ bezeichnet hatte. Es sey unrecht, meint Corsaire-Diable, in Frankreich einen Schriftsteller zu verspotten, welcher der deutschen Salon-Literatur eine Richtung gegeben, die sich so wesentlich von der jetzt in Deutschland vorherrschenden, patriotischen und darum oft antifranzösischen Schriftstellerei unterscheidet. Es sey ein großer Irrthum, wenn man etwa Herrn A. v. Sternberg, als geborenen Russen, für einen den Franzosen eben so gefährlichen und dagegen dem russischen Einflusse in Deutschland vorarbeitenden Schriftsteller halte, wie es der selige A. v. Koberue gewesen, welcher Letztere, vermöge seines Wiges und seiner Popularität als dramatischer Schriftsteller wie als Journalist, allerdings manchen ehrlichen Deutschen für das Interesse Rußlands gewonnen habe. Herr A. v. Sternberg dagegen, dessen Novellen den Duff des Patscholi mit dem der Justen so unähnlich zu vereinigen wüßten, der äußerlich ein Pariser und innerlich ein Petersburger sey, dürfte eher einer französisch-russischen Allianz in die Hände arbeiten, als den Russen neue Sympathieen in Deutschland gewinnen, und somit sey nur zu bedauern, daß es nach diesem Muster nicht noch ein Duzend anderer Salon-Schriftsteller in Berlin und in Wien gäbe.

\*) Revue des deux Mondes vom 15. Juni 1846.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.